



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

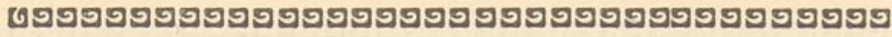
## Deutsche Dichter-Abende

Loewenberg, Jakob

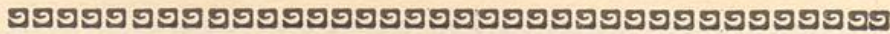
Hamburg, 1904

Moderne Frauenlyrik (1897)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33653**



# Moderne Frauenlyrik



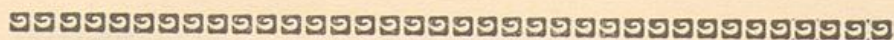


\*\*\*\*\*

Hoherne Frauenkirche

\*\*\*\*\*





Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in dem gewaltigen Liederchor, der im 18. Jahrhundert Deutschland durchbrauste und alle Höhen und Tiefen des deutschen Gefühls- und Geisteslebens erklingen ließ, die Stimmen der Frauen fehlen. Nur eine einzige versuchte mitzusingen; aber kein Ton von ihr drang über den Kreis der Literaten und Literaturhistoriker hinaus.

Anna Louisa Kar schin ist ihr Name, eine arme, wenig unterrichtete Bäuerin, eine Naturdichterin, wie man sie damals nannte, eine Volksdichterin, wie sie Professor Schrattenthal heute nennen würde. Sie besaß ein gewisses Formentalent, verstand flink zu reimen und zu improvisieren, nahm lüsterne anakreontische Allüren an, machte stark in mythologischen Anspielungen, und „mit kleinen Kindern auf dem Schoß bei Weib- und Magd- und Mutterpflichten“ besang sie mit den preußisch-patriotischen Lyrikern um die Wette „den König und die Schlachten“. Der allezeit freigebige Gleim gab ihr den Ehrentitel „die deutsche Sappho“. Warum auch nicht? Wenn Ramler ein Horaz und Uz ein Theokrit waren, warum sollte sie nicht eine Sappho sein? Den Wunsch des jungen Goethe konnte sie freilich trotzdem nicht erfüllen. Er erbat sich von ihr etwas aus dem Stegreif, „das treu und stark aus dem Herzen komme; mag's übrigens aussehen wie ein Igel oder wie ein Amor. . . .“



Das konnte sie nicht — auch nicht das, was schlicht und einfach aus dem Herzen kommt, vermochte sie zu geben. Aber auch keine andere konnte es, und das ist zu verwundern in einer Zeit, wo es im deutschen Dichterwalde von allen Zweigen sang.

Wir wissen, daß es Frauen waren, die zu jener Zeit die größte Empfänglichkeit und das tiefste Verständnis für Poesie zeigten. Das innerste Wesen und die weltumfassende Bedeutung Goethes ist zuerst von Frauen gefühlt und begriffen, ist zuerst von ihnen einem größeren Kreise zugänglich gemacht worden. Auch auf dem Gebiet des Dramas, des Romans versuchten sie sich. Man braucht nur an Sophie la Roche und Karoline von Wolzogen zu erinnern, deren Roman „Agnes von Lilien“ eine Zeitlang sogar Goethe zugeschrieben wurde.

Wenn nun auch in keiner echten Dichtung das Lyrische fehlt, so spricht doch im Roman, im Drama der Dichter durch Mittelspersonen zu uns, während er in der reinen Lyrik ganz subjektiv sein muß, uns seine eigenste Persönlichkeit zeigt, uns seine geheimsten Wünsche und Begierden, seine tiefsten Gefühle, seine innersten Stimmungen offenbart. Was er erlebt, singt er, und was er singt, hat er erlebt, oder wenigstens durchlebt. Seine Gedichte sind Bruchstücke einer großen Konfession, wie Goethe sagt, sind Zeugnisse seines Lebens, wie Storm bemerkt. So muß der lyrische Dichter im gewissen Sinne uns sein Seelenleben unkeusch, schamlos zeigen. Was sonst der Mensch in Lust und Leid, in stürmischem Begehren und in verzweiflungsvollem Entsagen vor aller Welt zu verbergen sucht, das verkündet er laut vor aller Welt, und er kann es und darf es und muß es, weil er zugleich fühlt, daß sein Glück und sein Weh auch zugleich aller Welt Glück und Weh ist, daß aus ihm nicht ein Mensch, sondern der Mensch spricht.

Dies Heraustreten mit seinem Ich, dies laute Offenbaren seiner Persönlichkeit ist aber etwas, was der im 18. Jahrhundert



geltenden Auffassung von dem Wesen der Frau Schnurstracks widerspricht. Was das Weib von sich zu sagen hatte, sollte nicht über das Ohr des Geliebten hinaustönen, und selbst ein so wunderbares Lied wie Marianne von Willemers

„West, um deine feuchten Schwingen . . .“

ist uns nur durch einen Umweg überliefert worden.

So möchte es wohl kommen, daß nicht Genies und nicht Talente ersten Ranges, wohl aber solche mittleren Grades in ihre Brust zurückdrängten, was nach äußerer Gestaltung strebte. Hatte ja doch noch die größte unserer Dichterinnen, Annette von Droste-Hülshoff, gegen Familientraditionen zu kämpfen, ehe sie sich frei als Dichterin offenbaren durfte.

Eine neue Zeit hat neue Anschauungen gereift. Die Frau ist heute nicht mehr in den engen Kreis des Hauses gebannt; ihr Leben ist nicht nur „ein Kommen und Gehen, Bereiten und Schaffen für andere“, sondern auch für sich selbst. Sie hat einen Selbstzweck. Sie erhebt Anspruch, und sie darf ihn erheben — auf jede Tätigkeit, zu der sie befähigt ist. Da kann es auch nicht verwundern, daß sie in der modernen Literatur — und in der modernen Lyrik insbesondere — durch eine Reihe klangvoller Namen vertreten ist.

Moderne Lyrik? Das scheint für manchen ein Widerspruch zu sein. Das Gebiet der reinen, echten Lyrik ist seit Jahrtausenden dasselbe geblieben: Liebe und Leben und Tod, Wein und Sang und Frühling und Blumen und Sonnenschein — das hat seit jeher des Menschen Herz bewegt, und ob's der eine so und der andere so ausdrückt, im Grunde ist es immer dasselbe. Wenn das wahr wäre, so genügte es, wenn wir von jedem Thema ein gutes, das beste Gedicht ausuchten und zu einer Musteranthologie zusammenstellten, allen Backfischen zur Freude, allen Dichtern zur Abschreckung: Halt den Mund, hier steht's schon!

Aber mit jedem Menschen wird eine neue Welt geboren. Das Geschlecht von heute, ist ein ganz anderes wie das unsrer



Väter, und wenn's auch denkt und fühlt und strebt wie jene, so denkt und fühlt und strebt's doch in anderer Weise. Und der rechte Dichter, der auch in der Lyrik der „Abdruck seiner Zeit sein muß,“ soll uns sagen, wie sie denkt und fühlt, wie sie begehrt und strebt.

Wie oft ist der Frühling besungen worden! Aber wie ein Frühling dem andern gleicht und doch so unendlich verschieden von ihm ist, so ist es auch die Art und Weise, wie der Dichter ihn sieht und ihn uns sehen läßt. Hier ein Beispiel. Der Hamburger Dichter Hagedorn beginnt sein Mailied:

„Der Nachtigall reizende Lieder  
Ertönen und locken schon wieder  
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr;  
Nun singet die steigende Lerche,  
Nun klappern die reisenden Störche,  
Nun schwäzket der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Herde,  
Wie lieblich beblümt sich die Erde,  
Wie lebhaft ist jezo die Welt!  
Die Tauben verdoppeln die Küsse,  
Der Entrich besuchet die Flüsse,  
Der lustige Sperling sein Feld.“

Das ist alles so wahr beobachtet, so genau und richtig ausgedrückt, daß sich dagegen auch nicht das Geringste einwenden läßt.

Und doch wagt es Goethe, einige Jahrzehnte später sein „Mailied“ hinauszuschmettern:

„Wie herrlich leuchtet  
Mir die Natur!  
Wie glänzt die Sonne!  
Wie lacht die Flur!“



Ein ganz neuer Ton, ein leiser Ton der Wehmut und des Schmerzes zittert in Uhlands „Frühlingsglaube“.

„Die linden Lüfte sind erwacht,  
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,  
Sie schaffen an allen Enden.  
O frischer Duft! o neuer Klang!  
Nun, armes Herze, sei nicht bang!  
Nun muß sich alles, alles wenden.“

Und wiederum grundverschieden, fremdartig fast mutet es uns an, was eine moderne Dichterin, Maria delle Grazie vom Frühling singt:

„Im Brautbett liegt die Erde,  
Eine lechzende Danae —  
Daß des Frühlings Segen ihr werde,  
Aufstöhnt sie in brünstigem Weh  
Und dehnt verlangend die Glieder.  
Da geht er über sie nieder  
Und bestreut sie mit Veilchen und Slieder  
Und der Apfelblüte Schnee!“

So kann sich selbst am urältesten, scheinbar ganz abgenutzten Stoff der moderne Dichter offenbaren, wenn er ihn nur auf neue Weise sieht, empfindet und in neuer Weise von ihm zu sagen weiß.

Aber auch Zeit und Verhältnisse ändern sich, und der Geist der Menschen schafft ewig Neues. Heute hat er auf allen Gebieten den Kampf gegen die Überlieferung übernommen. Nicht wie vor einem Jahrhundert, wo er wie ein rasender Sturmwind ganze Wälder umstürzte, Verdorrtes und Grünes, Morsches und Kerniges zugleich — heute gräbt er mit spähen- dem Auge und vorsichtiger Hand den Wurzeln und Fasern eines jeden einzelnen Baumes nach und untersucht, ehe er ihn stürzen will, ob er gesund und kräftig ist, ob er fähig ist, der leidenden Menschheit Schatten, der hungernden Früchte zu geben. In der stillen Glut heißen Denkens prüft er die



gangbaren, glänzenden Geldsorten geistiger und moralischer Begriffe auf ihren inneren Gehalt und wertet sie um in der Münze einer neuen Anschauungsweise. Das Recht der einzelnen Persönlichkeit, das Recht auf Entfaltung und Entwicklung der Individualität will er gewahrt wissen.

Dieser grübelnde, forschende, verzweifelnde und jauchzende Mensch von heute ist ein Neues für die Lyrik. In seine tiefsten Seelengründe will sie eindringen, alles, was ihn bewegt, uns offenbaren: nicht nur seine sogenannten schönen Gefühle, auch die Unterströmungen seines Gemütslebens, das Dunkle, Geheimnisvolle, Abgrundtiefe, das vielleicht nur auf der Welle des Traumes einmal flüchtig ans Licht des Bewußtseins getragen wird. Ausschöpfen will sie alle Stimmungen, alle Gefühle, alle Sensationen der Menschen, und darum nennt sie sich modern.

Gerade die Frau, die, unbekümmert um anerzogene oder ererbte Vorurteile, uns ihr Innerstes offenbarte, könnte uns viel Neues verkünden. Wie Frauen lieben und hassen, verlangen und streben, ist uns bisher nur von Männern oder doch in der Weise der Männer gesagt worden. Nun soll es uns die Frau einmal selber sagen . . . Und sie versucht es zu tun.

Unter der großen, fast erschreckend großen Anzahl Gedichtbände weiblicher Autoren ist viel Wertloses, viel Mittelgut; aber es sind auch Leistungen von hohem Range darunter. Fast in allen diesen Äußerungen der Frauenseele zeigt sich ein Ringen nach Freiheit, ein Streben nach Selbständigkeit, eine Sehnsucht, das Höchste zu erreichen, die wahrhaft ergreifend wirken. Die Stoffe, die sonst der Frau so nahe liegen: das stille Glück des Hauses, die trauten Freuden der Familie, Mutterliebe und Mutterglück — werden gerade von den hervorragenden Dichterinnen nur wenig besungen; aber das Recht der Leidenschaft, der Liebe, die keine Wahl, die ein Schicksal ist, wird mit heißer Glut verfochten.

Es ist höchst interessant, zu vergleichen, wie sich diese Liebe



äußert, wie sich die Empfindung oder vielmehr ihr Ausdruck von der Konvention loszureißen trachtet und nach einer treffenden Bezeichnung für das geliebte Wesen sucht. Da wird noch geschwankt zwischen Freund, Geselle, Genosse, Liebster, Geliebter, Mann; auch Lieb, sogar „Liebchen“ findet sich. Manche können sich von der alten Weise noch schwer entfernen, und so gibt es eine ganze Stufenleiter von der leisen Andeutung schüchternen Gemütes, die noch überhaupt von keiner Frauenliebe zu sprechen wagen und ihre Empfindung dem Manne unterlegen, bis zu dem scheuen Geständnis der zarten Seelen, das in sogenannten „Mädchenliedern“ ausklingt, und weiter hinauf bis zu dem jubelnden Bekenntnis, dem sehnsuchtsdurchbehten Aufschrei der heißglühenden Herzen, über die die Flammen wilder Leidenschaft lohend zusammenschlagen.

Bezeichnend ist es, wie es verschiedenartige Naturen zur Behandlung desselben Stoffes drängt, wie sie ihn auffassen und darstellen. Die Sehnsucht nach dem Geliebten wird von drei der bedeutendsten Dichterinnen in einem Gedichte ausgedrückt, das bei allen dreien denselben Titel „Komm!“ trägt. Sie mögen zur Vergleichung hier angeführt werden.

In feurige Strophen ergießt Alberta von Puttkamer ihre Sehnsucht und ihre Liebe:

Komm! —

Es zittert dein Puls so feuergeschwind,  
Das Fieber hält dich gepackt, mein Kind —  
Und die Stunde rinnt. . . .

Ach, was dich rüttelt mit solcher Kraft,  
Ist pochendes Glück, ist Leidenschaft,  
In schweigender Hast.

Die Fessel heißt: Stolz! o reiß' sie entzwei,  
Und löse dich aus den Ketten frei  
Mit jubelndem Schrei —



Die Flammen, die fiebergefangen sind,  
 Laß sie himmelan springen im freien Wind;  
 Denn die Stunde rinnt. . . . .

Ja, die Stunde rinnt — und sie ruft den Tod;  
 Und frühe stirbt hin, was leuchtet und loht,  
 In Asche und Not —

O komm', eh' das große Schweigen beginnt,  
 Und so lang wir in Flammen und Jugend sind!  
 Denn die Stunde rinnt. . . . ."

Noch leidenschaftlicher und glühender singt Marie delle Grazie ihre Sehnsucht:

„Komm!

Die Rechte schling mir um den Hals,  
 Die Linke um den Leib  
 Und küsse mich — heut' bin ich nur  
 Ein liebedürstigt Weib!

Weit, weit bieg ich das Haupt zurück,  
 Und reich dir Wang' und Mund —  
 So nimm und gib und küsse mich  
 Einmal gesund, gesund!

Was frag ich weiter nach der Welt,  
 Halt' ich im Glücke Rast?  
 Ich lieb', ich lieb', da lad' ich mir  
 Den Himmel nur zu Gast!"

Sehnsüchtig verlangend und zugleich grübelnd erklingt dieselbe Empfindung aus den freien Rhythmen der Maria Janitschek:



„Komm!

Mich dürstet,  
Deine Lippen sind rot,  
Laß mich trinken!

Mich friert,  
Deine Arme sind warm.  
Umschling' mich!

Mich hungert,  
O sei mir Manna,  
Du süßer Leib!

Halt! wer legt da  
Eine eisige Hand  
Auf mein drängendes Herz?

Sitte heißest du,  
Schreckliche Greisin  
Mit irren Augen?

Trinkst, wenn dich hungert,  
Frierst, wenn die Blumen  
Schmachten vor Blut?

Irrlicht, Hadesbotin,  
Geisteslähmende,  
Unterwerfung heißest du von mir?

— — — — —

Orgelton  
Geht durch die Luft,  
Flatternden Fahnen  
Gleichen die Bäume.

Die See quillt golden,  
Der Boden grünt,  
Ein Regenbogen  
Wölbt sich zur Erde.



Wer naht da?  
 O Mann  
 Im blauen Mantel  
 Mit prangender Stirn,  
 Wer bist du?  
 „Ich bin der Schöpfer  
 Der roten Lippen,  
 Der springenden Quellen,  
 Der Vater des Lächelns.  
 Ich bin der Erschaffer  
 Der jauchzenden Herzen,  
 Des Glücks, der Liebe,  
 Ich bin Gott.  
 Sei gesegnet  
 Durch meine Werke!“

— — — — —  
 Mich dürstet,  
 Deine Lippen sind rot,  
 Schnell, schnell,  
 Laß mich trinken  
 Den Segen des Herrn!“

Von dem großen sozialen Kampf, der jetzt die ganze Welt durchwogt, finden sich merkwürdigerweise nur wenig Spuren in der modernen Frauenlyrik. Man sollte es als selbstverständlich voraussetzen, daß das Weib mit seinem milden, mitleidvollen Herzen auf Seiten der Gedrückten und Schwachen stehe und für sie eintrete; aber es ist, als ob der Kampf um die eigene Befreiung noch alle Kraft verbrauchte.

Hingegen nimmt ein anderer Kampf, der für die Männerwelt im allgemeinen wenigstens den Reiz der Neuheit verloren, ihr ganzes Empfinden noch in Anspruch — es ist der Kampf zwischen Glauben und Unglauben. Sehnsucht nach Gott, religiöse Zweifel, Gottverlieren, Gottsuchen und Gott-



finden sind immer wiederkehrende Motive. Mit besonderer Vorliebe werden daher auch die großen Stoffe der Weltliteratur, in denen die Probleme der Menschheit sich verkörpern, aufgegriffen, Stoffe wie Moses, Christus, Prometheus, Nero, Weltuntergang, ohne daß es den Dichterinnen gelänge, ihnen die rechte epische Gestaltung zu geben. Wie sie denn überhaupt für das kraftvolle epische Gedicht ebenso wie für das humoristische wenig Begabung zeigen.

Die Philosophin unter den modernen Dichterinnen ist Maria Janitschek, eine Gedankendichterin, die in den Kern der Dinge zu dringen sucht und den großen Fragen der Menschheit nachgeht. Den Kampf zwischen Liebe und Sitte, zwischen Natur und Konvention, den die Frau viel häufiger, viel aufreibender als der seiner Leidenschaft leichter nachgebende Mann zu kämpfen hat, schildert sie in ergreifenden Tönen:

„Am Tor der goldnen Freude stand ein Weib  
Und sah voll heißen Neids in ihre Gärten,  
Darin auf immergrünen Bäumen: Blüte  
Und Frucht zugleich — Wunsch und Erfüllung sproß.“

Die Vestapriesterin ist es, die sich hinsehnt in den Garten der Freude, die einen Riesenkampf mit sich kämpft, indessen ihre Augen buhlend schwelgen.

„Sie standen immer offen, diese Augen,  
Zwei Türen gleich in einem Gotteshause.  
Des Nachts im Traum selbst standen offen sie,  
Und ließen still das Mondlicht ein zur Seele.“

Die Natur bleibt Siegerin. Aus den dunkeltiefen Augenhöhlen der toten Priesterin sprossen zwei rote Blumen triumphierend zur Sonne auf. . . .

In das rätselhafte Dunkel der Frauenseele, die voller Widersprüche ist, die entsagend begehrt, die zweifelnd glaubt, versucht die Dichterin hineinzuleuchten. Wie hoch sie auch vom Weibe denkt, sie ist ihr doch die Schwache, die des Mannes nicht entbehren kann:



„O laß die Stütze ihr! In Ewigkeit  
Wird sie nicht aufrecht wandeln ohne dich!“

Als echtes Weib kann sie auch des Glaubens nicht ent-  
raten. Zwar sucht ihr Pilger an den drei Gottesstätten die  
Wahrheit vergebens, zwar ringt sie in bitterm Zweifel; aber  
seltsamerweise klagt sie Gott selber an, daß er ihr den Gottes-  
glauben geraubt, und sie findet ihn wieder im Leben und  
Walten der Natur. Sie liebt die Natur, sie freut sich an  
dieser Welt und sie preist den Genuß:

„Im Genuß liegt Gottesoffenbarung, liegt Verwandtschaft  
Mit den Olympischen. Ich sage dir:  
Genießen und doch mitten im Genuß  
Frei sein und furchtlos, das ist das Geheimnis  
Der Götter und der Götterfreunde.“

Aber dennoch, höher als der Genuß steht ihr die Schön-  
heit, die künstlerische Form, und in dieser schönen Welt ist  
ihr der Tod, der die Form zerstört, eh' sie in sich verfällt,  
der größte Menschenfreund, und der Wahn ist ein Gott, ein  
Schöpfer und Erhalter der Erde.

Nur selten nimmt die Dichterin ihre Stoffe aus der Gegen-  
wart, mit Vorliebe sind sie der Bibel, der Antike entlehnt;  
aber ihre Gestalten sind mit modernem Empfinden, mit mo-  
dernen, wenn auch nicht immer mit neuen Gedanken er-  
füllt. Das Bestreben, diese Gedanken recht klar ins  
Licht zu setzen, verführt sie oft zu ermüdender Weit-  
schweifigkeit, und manche Gedichte machen den Eindruck,  
daß sie nur des Gedankens wegen gemacht sind. Aber eine  
reiche Phantasie und eine markige Sprache, die uns die meisten  
Gedichte zeigen, ein Stimmungszauber und eine plastische Kraft,  
wie sie beispielsweise sich im „Weltuntergang“ offenbaren, ver-  
raten die echte Märchenprinzessin, die Dichterin.

„Via Passionis“ nennt Hermione von Preuschen ihre  
Gedichte. Am Lebens- und Leidenswege der Dichterin, die  
sich auch als Malerin ausgezeichnet hat, blühen nur wenige



Blumen, aber sie sind von blendender Farbenpracht, von überquellendem, betäubendem Duft. Da glüht und flammt der rote Mohn der Leidenschaft

„Und mahnt an jeden ungeküssten Kuß  
Und mahnt an all die ungelöschte Glut  
Und mahnt an meiner Seele tiefste Qual.“

Aus dem Kreise eines engen häuslichen Lebens, von der Seite eines ungeliebten Gatten, der sie nicht verstehen kann, treibt es sie hinweg, den wilden Wogen gleich, die harten Kieselufer der Konvention, der Sitte, der Erziehung zu überschäumen und nur ihrem Ich zu leben. Wie der berauschte Duft des Jasmins umhaucht die Sehnsucht sie nach einem traumhaften, unergründlichen Märchenglück. Sie dürstet nach einer großen, starken Liebe,

„Die aller Lebensweisheit tiefste  
Und allen Erdenglückes höchstes Ziel.  
Sänd' ich sie je in einem fremden Auge,  
Sänd' ich sie je in einer andern Seele,  
Mit Jauchzen würd' ich stürzen in die Flammen  
Und jauchzend sterben, seligkeitumloht!“

Und sie findet sie und reißt sich los von ihrem Heim, von ihrem Gatten und ihren Kindern, von den „heißgeliebten, süßen Kindern“, zu denen sie heimlich in dunkler Nacht in Sehnsucht zurückschleicht; sie schließt mit dem geliebten Manne, der eine Künstlerseele hat wie sie, der sie liebt und versteht, den neuen Lebensbund — und kann das Glück doch nicht finden. An der Kluft zwischen Sehnsucht und Erfüllung, zwischen Wollen und Tat, zwischen Genuß und Glück blüht die große, stille, weiße Leidensblume auf, die in der Erkenntnis wurzelt:

„Du bleibst in deines Lebens Kern allein.“

Immer und immer wieder fühlt sie das Entsagungsvolle, das Schmerzbringende, aber auch das Große, Heilige solcher Einsamkeit:



„Du bist der Dämon, der durchs Weltall zieht,  
Um jede große Menschentat zu reifen,  
Und wen dein dunkler Flügelschlag umrauscht,  
Der kann zum Höchsten seine Hände recken,  
Erringen wird er's oder untergehn.

Doch was er sucht, das Glück, er findet's nie!“

So wächst ihr aus Traum und Leiden die Seele ihres Seins, die Poesie, empor. Manches in dieser Poesie ist mehr Wollen als Können, mehr rhetorisch als poetisch. Den Reim gebraucht sie nur selten, und wo sie ihn gebraucht, fühlt man, daß er ihr eine Fessel ist. Anstatt daß die seelische Beziehung das Naturbild durchschimmert, aus ihm hervorwächst, schließt es sich oft an weit ausgespinnene, malerisch geschaute Bilder voll glänzender südlicher Farbenglut an, ohne daß die beiden in eins verschmelzen, wie man in einem nicht gut ausgeführten Panorama deutlich den Riß bemerkt, der sich zwischen dem wirklichen und dem gemalten Teile hindurchzieht. Aber dennoch lassen uns diese Gedichte in eine groß angelegte, kraftvolle Natur, in ein leidenschaftliches Herz, in eine tief empfindende Künstlerseele blicken. — —

„Denn das Ende, der Grund, das Letzte der Dinge  
Heißt Tod, Reue, Schmerz  
Und Irrtum und Wahn.“

Aber weit, ganz weit hinter dem Ende leuchtet ein Schimmer, die Woge der Gerechtigkeit,

„Die Schein und Sein  
Mit ehernen Schalen mißt,  
Und Siegeswege offen hält  
Ins Himmlische  
Denen, die Schönheit und Güte walteten.“

In diesen Worten liegt die Weltanschauung Albertas von Puttkamer. Sie sind dem „blinden Führer“ entnom-



men, einem Gedicht, das sie ihrem blinden Musiklehrer gewidmet hat, den sie als junges Mädchen durch Straßen und Felder geleitete, während er sie in das Reich der Töne und der Philosophie einführte.

Die Grundstimmung ihrer Dichtungen, die eine in sich gefestete, scharf ausgeprägte Persönlichkeit offenbaren, ist trübe und düster. Etwas vom Weh ihrer Mutter, die den Gatten verlor, noch ehe das Kind geboren wurde, mochte sich ihr in die Seele gesenkt haben; aber wie sie als junges Mädchen wissensdurstig strebte und arbeitete, wie sie in ernstem Studium, in gehaltvoller Lektüre, in der Pflege der Kunst die Freude ihrer Jugend suchte, so drückt das Lebensleid, die Sehnsucht nach unerreichbarem Glück sie nicht nieder, sie ringt sich empor zur befreienden, erlösenden Tat:

„Tag von heut, beginn dich zu enthüllen,  
Wollen, Können, Tat soll dich erfüllen —  
Tag von heut, beginn dich zu entweben,  
Dieser Erde sei mein bestes Leben!  
Erst, wenn ich erkennend sie bezwungen,  
Sei, um deinen Himmel, Gott, gerungen!“

Aber auch fröhliche, jauchzende Töne findet sie, die Glückliche, die sich in jungen Tagen einem bedeutenden Manne verlobte, die als Frau in hoher Stellung wirken konnte. Doch wie melodisch und stimmungsvoll auch einzelne ihrer Liebeslieder, wie keck und frisch die Reiterlieder sind, wie kräftig manches in den „Gestalten“ sich anläßt — sie ist in erster Linie doch wie Maria Janitschek Gedankendichterin, sie will erkennen, sie ringt nach Wahrheit, sie will den Gott der Offenbarung, der die Erde im Lenz mit Entzücken durchkreist, auch in sich wiederfinden. Dem Realismus ist sie abhold, sie sucht die Wahrheit in andern Räumen als in „der Wirklichkeit schmutziger Gassen“. Ganz schön. Für die Wahrheit mag es sich gleich bleiben, wo sie gefunden wird, wenn sie überhaupt



nur gefunden wird. Den Realismus der Leidenschaft, des Gefühls kann die vornehme hochgesinnte Frau sich nicht fernhalten, darin ist sie zu ihrem Glück modern, ganz modern:

„Und wenn uns Donnerschläge niederwürfen,  
 Und unter uns erzitterte die Scholle,  
 Dann ruhig Herz an Herzen atmen dürfen  
 Und küssen mitten im Gewittergrolle  
 Und alles, was uns beiden ward gegeben,  
 Das Allerletzte, Tiefgeheimnisvolle,  
 Den Gott und Menschen in uns auszuleben!“

Ganz anderen Schlages ist die in der Schweiz lebende Dichterin Ricarda Huch. Ihre Gedichte atmen eine Frische, die etwas von der Alpenluft in sich trägt, und ihr Auge sieht auf die Dinge mit einer Klarheit und Lebendigkeit, die das gesunde Bergkind verraten. Man hat sie nicht mit Unrecht mit Gottfried Keller verglichen, an den sie mit ihrer Art, „Märchenhaftes in ein realistisches Gewand zu kleiden, auf realistischem Grunde flatterhafte Luftschlösser zu bauen, Gegensätzliches in einen Rahmen zu vereinen“, oft erinnert. Ein fröhlicher Pantheismus lebt in ihr, eine brennende Sehnsucht nach Kraft, Leidenschaft und Wissen, eine zehrende Lebenslust und zugleich in scheinbarem Widerspruch damit ein heißes Todesverlangen. „Empfinden will ich mich, sei's auch an Wunden.“ Ihre Stoffe sind der mannigfaltigsten Art, „aus Sage und Geschichte, aus der Bibel und der Natur, aus Herzens- und Lebenskämpfen“ sind sie geholt, und wenn auch die Sprache zuweilen ungelenkig, der Vers oft holperig ist — Kraft und Können zeigt sich überall.

Höher als die längern Gedichte möchte ich die kurzen Achtzeiler in den beiden Zyklen „Liebesreime“ und „Tod“ stellen. Während sich in dem ersteren eine glühend heiße, sinnliche Leidenschaft offenbart, zeigt sich in dem letzteren, ob sie nun den Tod als Schenk, als Säemann, als Schiffer, als Fischer



schildert oder ihn im Herbstnebel kommen sieht, eine poetische Anschaulichkeit von überraschender Stärke:

„Entlang die dürre Hecke, die Blüten einst geregnet,  
Geh' ich allein, wo er mir so manchesmal begegnet.  
Mein Herz fängt an zu klopfen, wie sonst, wenn ich ihn sah,  
Und weiß doch, niemand, niemand nun wartet meiner da.  
Sieh, schwarz verhüllt im Mantel nach meines Liebsten Art,  
Lehnt einer an den Zweigen und späht hinaus und harrt.  
Er winkt mir. Blätter tanzen im Nebel um ihn her.  
Es ist der Tod. Ich komme. — Umarmst du so wie er?

Die kraftvollste, eigenartigste dichterische Persönlichkeit unter den neueren scheint mir die Österreicherin Maria delle Grazie zu sein. In ihr vereinigen sich die Gedankentiefe und Phantasie der Janitschek, das Pathos und die Formbegabung der Puttkamer mit der Leidenschaft der Preuschen und der Frische und klaren Anschaulichkeit der Huch. Heißes, südländisches Blut pulsiert in ihr, sie rühmt sich selber, daß sie ein Abkömmling der Römer und der Araber sei, daß in ihren Adern sich der „Troß des Nordens und des Südens Blut“ begegnen, daß es Herrschergeschlechter seien, denen sie entstamme. Und eine Herrscherin ist sie selber im Reiche der Poesie. Sie hat schöpferische Kraft und darf von sich selber sagen: „Ich schau's und denk's nicht nur, es ist dies alles.“ Kräftig, überraschend, farbenschimmernd wie ein Bild Böcklins, schwermütig traurig wie ein Nocturno Chopins sind ihre Lieder. Ein tiefes Liebes- und Lebensweh muß durch ihre Seele gegangen sein, die Grundstimmung ihrer Dichtungen ist unendlich düster, tief pessimistisch. Nicht wie die der Puttkamer, die ihren Trost in der Natur, in der gläubigen Sehnsucht nach einer schöneren Welt findet; vor ihren tiefbohrenden Augen hält nichts stand, und selbst die Natur, „die endlos spielend gebiert und tötet, formt und rätselt und mit großen, unbeweglichen Sonnenaugen hervorlauscht hinter Tod und Le-

Loewenberg: Deutsche Dichter-Abende.



ben“, ist ihr keine Trösterin, ist ihr eine Feindin, die sie verstehen, wenn auch nicht besiegen lernt. „Nicht lieben kann ich sie, doch senk' ich ihr mein Schwert.“

Solche Erkenntnis müßte sie niederdrücken, wenn nicht ein stolzes, kräftiges Selbstgefühl sie aufrecht hielte und ihr Menschentum, ihr Künstlertum nicht stark genug wäre, sich mit titanenhaftem Trotz aller andrängenden Feinde zu erwehren.

„Und Ahnen nenn' ich sie, die Herrscher waren,  
Und schnellst ihr Kind auch nur des Liedes Pfeil,  
Er trifft und klingt mir Ruhm und Heil,  
Und ihren Kranz trag' ich in meinen Haaren.“

Ich muß es mir versagen, noch auf andere Dichterinnen näher einzugehen. Noch eine ganze Anzahl wäre zu nennen, die sich einen klangvollen Namen gemacht und ihn zumeist auch verdienen. Da sind — von älteren Dichterinnen wie Ada Christen, Betty Paoli, Marie von Ebner-Eschenbach, deren Bedeutung auf epischem Gebiete liegt, zu schweigen — noch Frieda Schanz, die sich durch ein sehr mittelmäßiges preisgekröntes Studentengedicht einen Ruhm erworben hat, den sie erst durch spätere Leistungen rechtfertigte, da ist die gehaltvolle, formgewandte Solde Kurz, die feinsinnige Angelika von Hörmann, da sind Anna Klie, Sophie von Khuenberg, Ilse Frapan, die Gräfin Kanferling, Carmen Sylva und noch viele, viele andere.\*)

Und Johanna Ambrosius? Gewiß, sie darf in einer Besprechung der modernen Frauenlyrik nicht fehlen, schon aus dem Grunde nicht, weil sie vielleicht die einzige Dichterin ist, die einem größeren Publikum bekannt geworden ist. Ihre Gedichte haben in einem Jahre 25 Auflagen erlebt, und sie sind sogar schon in die Lesebücher gekommen. Da muß sie doch eine große Dichterin sein!

\*) Unter denen, die sich in jüngster Zeit einen Namen erworben haben, möchte ich Anna Ritter, vor allem aber Lulu von Strauß Torney und Agnes Miegel hervorheben.



Mit Verlaub, das ist sie nicht. Sie besitzt ein hübsches Formtalent, inniges Gefühl und eine kernige, edle Gesinnung. Leben und Leid haben die arme Bäuerin tüchtig gepackt und geschüttelt, und aus dem von Schmerz durchfurchten Boden ihrer Seele sind einige schöne Lieder entsprossen. Wir können's mitempfinden, wenn sie singt:

„Ein viertelhundert Jahre Kampf,  
Ohne Säbelhieb, ohne Pulverdampf,  
Ohne Sieg und ohne Kriegsgeschrei,  
Kein Johanniter war dabei:  
Und Schlachten gab es doch so heiß,  
Davon die Welt nicht eine weiß,  
Wie groß gewesen oft die Not —  
Das weiß nur Gott —“

Sie besitzt ein prächtiges Selbstgefühl, einen schönen Stolz der Armut:

„Nein, nein!  
Erbettelt hab' ich nimmer meine Lieder!  
Schlägt eine harte Faust mit starkem Hammer  
Auf heißes Eisen, fallen Funken nieder,  
Und weithin tönt das Erz in seinem Jammer.“

Auch für die Schönheit ihrer Heimat hat sie ein offenes Auge — aber, und darin liegt die Schwäche ihres Talents, kein eignes Auge. Man hat das Gefühl, sie besingt die Heimat, weil es nun einmal hergebracht ist, daß der Dichter seine Heimat preisen muß. Sie besingt sie, ehe sie sie jemals verlassen hat, während das tiefste Heimatsgefühl wie das Heimweh selber erst sich zeigt, wenn wir von der Heimat getrennt sind. Es ist begreiflich, wenn sie, das Kind der Ebene, sich in der Schweiz nicht wohl fühlt, aber es zeugt doch von kleinlicher, undichterischer Auffassung, wenn sie ausruft:

„Wo ich hier schreite, Stein, harter Stein,  
Und eure Gebete sind nicht meine!  
Für tote Felsen bin ich verloren.“



In dem engen Kreis ihrer Stoffe: Heimat und Mutterglück, Erdenleid und Todessehnsucht, Glaube an Gott — vertieft sich weder ihre Anschauung noch ihr Gefühl. Wie banal ist ein Gefühl, das sie sicherlich tief empfunden haben muß, in den Strophen „Unverstanden“ ausgedrückt. Viele der Gedichte sind trivial in Inhalt und Form, und manche der religiösen Lieder klingen wie Gesangbuchsverse, d. h. wie schlechte Angelesenes und Angelerntes guckt immer durch die Zeilen hindurch — und leider Gottes aus der „Gartenlaube“ Angelerntes und Angelesenes. Es ist bezeichnend, daß Karl Stieler ihr höchstes dichterisches Ideal ist, daß sie ihn ihren Herzenskönig nennt und begeistert für ihn schwärmt. Selbstgeschautes und noch weniger Selbstgedachtes ist nur selten zu finden. Dinge, die sie nie gesehen, der Aar in den Lüften, die Oase in der Wüste, müssen ihr zu poetischen Bildern dienen; aber aus dem ihr so naheliegenden Gebiete, von der Poesie des Dorflebens, weiß sie nur wenig Tiefgehendes zu berichten. Titel wie „Der Dichter“, „Meine Muse“, „Memento mori“, „Größenwahn“, „An meine Leser“, „An die literarische Kritik“, „Sata Morgana“ — lauter Titel aus der ersten Sammlung der Gedichte — klingen für eine „Volksdichterin“ immerhin etwas merkwürdig. Wer bei dem Wort an ein rührendes Stammeln, an ein keusch verdecktes Gefühl, an ein sehnsuchtdurchbebttes Aufjauchzen, an einen Urlaut der Natur denkt, kurz an etwas, wie wir's bei Robert Burns finden, der wird sich bei der Ambrosius sehr enttäuscht fühlen.

Woher denn die große Verbreitung ihrer Gedichte? Was ist es, das unser Volk in diesem Falle so plötzlich für Lyrik begeistert hat? Ist es nicht der innere Wert ihrer Dichtungen, so ist es vielleicht die Teilnahme an dem schweren Schicksal der Dichterin? Vielleicht — vielleicht aber auch die Neugierde, derselbe Trieb, der das „Vermischte“ in den Tagesblättern, der die Gerichtszeitung zur begehrenswerten Lektüre für so viele macht. Eine arme, kränkliche Bäuerin, die den



Dreschflegel geschwungen, die den Mistkarren gefahren, und die Gedichte macht — das reizt. Man spricht in Gesellschaften von ihr, die Kaiserin sogar soll sich für sie interessieren — da muß man sie doch lesen!

Schön, sehr schön, wenn man sie auch läse — wenn nur nicht darunter die Wertschätzung wirklich bedeutender Dichter zu leiden hätte — wenn nicht unser Volk an deren wahrhaft großen Schöpfungen so achillos vorüber ginge! Die reifsten und herrlichsten Gaben seiner Kunst kann der Dichter erst nach reicher Lebenserfahrung geben, und nur wen das Leben selber gereift hat, kann sie würdigen, kann nachempfinden, was hier der Mensch dem Menschen anvertraut. Aber wer liest im späteren Alter noch Gedichte, wenn er es von Berufswegen nicht nötig hat? Das ist eine Jugendeeselei, die längst abgetan ist, das mag sich allenfalls für Backfische und Frauen schicken, wenn sie nicht gerade Besseres zu tun haben. Ein Mann in reiferen Jahren, sei es ein Kaufmann, ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Oberlehrer, einen Band Lyrik lesend, — hat nicht die Situation etwas ungemein Komisches an sich? Wenn man dennoch einen solchen Herrn trifft, der sich allen Ernstes für Lyrik interessiert, so kann man zehn gegen eins wetten — daß er selber heimlich Gedichte macht.

Es scheint nicht zur Sache zu gehören, aber es gehört doch dazu und muß immer wieder gesagt werden: unserm Volke tut die Kunst not. Seitdem mit der Errichtung des Reichs der große Sehnsuchtszug aus dem Gefühlsleben des deutschen Volkes geschwunden ist, fehlt ihm etwas, das über die Ziele des Tages hinausgeht, das ihm inmitten der praktischen Arbeit und der praktischen Zwecke Begeisterung und Weihe geben könnte. Und das vermag die Kunst. Und wenn sie auch in dem Haß und Hader der Parteien, der Stände und Konfessionen nicht als ausgleichende Richterin auftreten kann, so könnte sie doch in diesen wilden Kampf einen milderen, menschlichen Zug, einen Hauch der Versöhnung hineinbringen.



Aber die Kunst tut nicht allein unserem Volke not, unser Volk tut auch unserer Kunst not. Dem Künstler, dem die nationale Teilnahme fehlt, muß zuletzt die Schwinge erlahmen, und der Blick, der sorgenvoll die Nahrung auf der Erde suchen muß, kann sich nicht zur Sonne aufrichten. Unsere Kunst und unsere Wissenschaft zählen zu unseren höchsten nationalen Gütern, und der Ruhm, der sich auf sie gegründet, ist größer und wertvoller als Schlachten- und Kriegsruhm, auf den wir so gern uns etwas zugute tun. Wenn diese Erkenntnis sich erst mehr Bahn gebrochen, dann wird auch das Stiefkind in der Gunst des Publikums, die Lyrik, wieder mehr Freunde haben — dann werden es auch Männer nicht verschmähen, sich an guter, kraftvoller Frauenlyrik zu erbauen.

